

Verbundkatalog Kalliope

Vermutlich in: St. Galler Tagblatt

Eifersucht.

Mann, Monika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Eifersucht

Von Monika Mann

Als Fernando und Lena sich verheirateten, glaubten sie das glücklichste Paar unter der Sonne zu sein. Bald spielten Schatten in ihr Glück hinein, deren Urbild sie nicht erkannten. Wolken zogen auf, und sie begriffen nicht, welche Kraft sie ballte und so ihren Bund verhängte. Dann war es, als ob ein Kobold jenen Wolkenvorhang aufzöge und ihr Dasein klärte.

Fernando war ein Künstler, Lena war das Kind eines alten Bauernstammes. Sie hatten einander sehr jung kennengelernt und sich sehr ineinander verliebt und die Ehe geschlossen. Sie lebten in einer großen Stadt, fuhren aber oft aufs Land, wo Fernando nahe bei einem Waldweiser ein Atelier besaß. Fernando war Bildhauer. Er liebte es, seine Lena zu modellieren. Ihre feste, reine Gestalt stand in Bronze gegossen und in Stein gehauen auf Sockeln und Simsen ihrer Wohnung herum. Fernando liebte besonders einen Kopf von ihr aus dunkelgebranntem Ton, der sich im Schlafzimmer von der hellgrauen Wand sprechend abhob. Es war ein Gesicht mit breiten Backenknochen, auch die Halslinien waren breit und liefen in den schönsten Schultern aus. Eine leicht aufgeworfene Nase gab dem Gesicht erst eine

menschliche Note, denn sonst wäre es mit seinem festen, reinen Mund und Kinn, dem offenen, steten Blick und der überklaren Stirn zu klassisch und unberührbar gewesen. Das Haar war zu einer kleinen Krone frisiert, hing aber außerdem in schweren, glatten Fransen hinter den Ohren beinahe bis zu den Schultern hinunter. Der Kopf, der ein wenig emporgerichtet war, hatte etwas Kleinmädchenhaftes und etwas Heroisches. An dem kleinen Bronzeakt auf dem Klavier — Fernando spielte recht schön dieses Instrument — sah man, daß es ihre etwas zu kurzen und dicken Beine waren, die dem klassischen Körper jene menschliche Note verliehen.

Lena sah diese Nachbildungen mit verwirrten Gefühlen. Wenn sie ihm «saß», empfand sie sein Tun als etwas Böses. Aber da sie ihn sehr liebte, verscheuchte sie jenes Empfinden, so gut sie konnte. Einmal hatten sie von einem ihrer ländlichen Spaziergänge einen herrlichen Blumenstrauß heimgebracht, den Fernando malte. Als Lena das Bild sah, trat sie an den lebendigen Blumenstrauß heran und roch an ihm. «Er duftet noch!» sagte sie erstaunt. «Ich glaube, du habest seine Seele herausgemalt.» Sie lachten. Und beim Anblick ihrer Büsten und Statuen empfand Lena, ohne es sich einzugestehen, als ob sie selbst in ihnen gefangen sei und dort ein gottloses Leben führe. So sehr sie die Werke ihres Mannes bewunderte, so sehr hegte sie — ohne es zu wissen — ein Mißtrauen zu ihnen.

Lena hatte jenes unartikulierte Mißtrauen auch dem Leben der Großstadt gegenüber, in dem Fernando tief verwurzelt schien oder das ihm einen tieferen Anreiz seiner Arbeit bedeutete. Vielleicht weil die Kunst etwas durchaus Menschliches ist — nämlich nur der Mensch macht Kunst — und weil das verdichtete Menschwesen einer Stadt in seiner ganzen Verworrenheit nach Form und Klärung ruft. Vielleicht auch weil selbst große zeitlose Kunst der Mode unterworfen ist, die wie ein penetranter Duft jede Stadt beherrscht. Es war weniger Lärm und Wirrisnis als das ewig Wechselhafte der Stadt, das ihr eine gewisse Furcht einflößte. Lag nicht eine Sucht nach dem Neuen und eine tiefe Untreue darin? Legte Lena ihre häuerliche Feiertracht an, versetzte ihre Seele sich unwillkürlich in die Zeit ihrer Ahnen zurück, die schon dieselbe Tracht getragen hatten. Und abgesehen davon, daß sie Fernando eine Freude machte, wenn sie sie anzog, weil sie ihr so gut stand, fühlte sie in ihr eine fast heilige Geborgenheit. Das Naturkind war im Grund nicht für das Neue, denn die Natur blieb sich ewig gleich. Freilich bildete sich in ihr im Lauf ihres städtischen Lebens Geschmack, sogar Begeisterung für das Modische, aber jene Scheu verließ sie nicht. Hatte sie einen neuen Hut erstanden, war es ihr, als trüge sie ein exotisches Tier durch die Straßen, dessen Wesen unberechenbar war: Wer weiß, was dieser Hut ausbrütet, wie er wirkt auf die Welt, was er mir einzubrocken im-

stande ist, möchte sie denken, als habe dieser Hut Zauberkraft. Und bei einer Soirée im großen Abendkleid, in dem Lena schöner als die meisten Frauen war, fühlte sie ebenso, und sie schien jenen Zauber zu bekämpfen oder zu fliehen. Ja, unbewußt rührte und bestürzte es Fernando, wie seine Lena eine Urkraft, ein Ursprüngliches und Eigentümliches dem Künstlichen, Verspielten, Bezaubernden der Mode entgegenstellte, und unbewußt empfand er auch jene leuchtende Urkraft seiner Kunst sich entgegenstellen. Lena fühlte sich nur auf dem Lande wirklich zu Hause. Fernando zeigte ein warmes Verhältnis zur Natur, wenn es vielleicht mehr ein sinnliches Wahrnehmen und Schönen war als eine wirkliche Nähe und Verbundenheit. Schloß er sich von der Natur ab, indem er sich in seine Arbeit vertiefte? Waren nicht schon die holzgetäfelten Wände mit dem Ziegelmännchen, wo jetzt ein Birkenstamm brannte, die breite, niedere Couch mit dem rauen handgewebten Teppich, der schwere niedere Tisch, das Regal mit den Tongefäßen, die niederen Rohrstühle mit den rotbraunen und den olivengrünen Kissen — war nicht schon das menschliche Wohnen ein Sichabschließen von der Natur? Und sah man nicht aus jener komfortablen Hülle durch das Fensterglas, das fast eine ganze Wand einnahm, dort draußen das Wetter niederprasseln und Baum und Strauch windgepeitscht sich schütteln und biegen, den Regen Lächer in die Erde und wilde kleine Kreise in den Weibern bohren

— sah man es nicht mit dem Gefühl dankbaren Triumphes aus jener menschlichen Geborgenheit heraus? Lag nicht schon in jenem Ausweichen, in jener raffinierten Flucht vor der Natur so etwas wie Gegnerschaft? Und lag im Künstlerum nicht vielleicht so etwas wie verklärte Feindschaft der Natur gegenüber? Floh die Kunst aus der unabänderlichen, unbestechlichen, unwiderruflichen Natur in geistig-gefüge Unnatur? Oder war sie, die Kunst, gesteigerte, geläuterte Natur?

Wenn Fernando Menschen, Pflanzen und Tiere formte, schien der Gegenstand aus der Wirklichkeit zur Wahrheit sich zu erheben. Es war von seiner Seite wie ein tödliches Umarmen und Einverleiben, des natürlichen Vorbildes und dessen Wiedergeburt, Wideropfern, wobei er ihm ebenso hold wie abhold, ebenso fremd wie verwandt sein mußte. Es war wie ein Passionsspiel — ein Spielen mit und ein Erleiden der Natur, und seine Kunst war wohl eine Frucht herrlich aufeinanderprallender Widersprüche, des Gespenstischen nicht bar. Oder wer weiß, ob seine Kunst nicht das Gespenstische aus der Natur herauskristallisierte? Wie war es denn, wenn Fernando Klavier spielte? Die Musik, so sollte man meinen, hat kein Vorbild in der Natur. Aber aus dem Nichts kommt nichts: Und jene Klangfiguren, jene schwingenden Phantome d. Aethers, waren sie nicht vielleicht die Erlösung des großen Schweigens? Waren sie nicht klingendes Ornament der Zeit, die

wiederum Teil der Natur ist? Und war ihr flüchtiges Wesen nicht Gespenst? Uebrigens, Lena, das Naturkind, vertraute ihnen mehr als den Statuen. Einmal sagte sie zu ihm: «Da hast du einen wunderschönen Vogel aus Bronze gemacht, aber er singt nicht. Und wie kommt es, daß du am Klavier binnen fünf Minuten die ganze Welt zum Singen und Tönen bringst, und dieser Vogel, an dem du wochenlang gearbeitet hast, vermag nicht einmal „piep“ zu sagen? Wie schön und verheißungsvoll er die glänzenden Flügel ausbreitet, ohne sich zu rühren, pahl! Fernando entdeckte ein spöttisches Licht in ihren Augen, wie sie so redete. «Es wäre fürchterlich, wenn er fliegen könnte», sagte er erschrocken. Und sie mit einem Achselzucken: «Dann würde er fortfliegen wie deine Melodien, die du aus der Erde erweckst.» Und er: «Tu ich denn das? Treibt meine Musik nicht ein ganz zusammenhangloses Wesen, ist sie nicht sogar in ihrer Unfaßlichkeit die Antithese alles wirklichen irdischen Seins?» Und sie antwortete schlicht: «Ich fühle gerade hier das flüchtige Ewige des Lebens. Die dahinziehenden Klänge sind gerade wie der Tag und die Nacht, die durch das Land ziehen, wie eine klagende oder jauchzende Seele, die wieder verstummt, wie der rote Himmel und das liebende Herz, die ins Dunkel fliehen, wie der Wind, der durch das Korn fährt — wie Sein und Vergehen. Und jenes Orgeln und Schwingen und Singen ist wie die Stimme eines großen verlassenen Waldes, der zu sich

selber spricht, und jenes behende, heitere Klingen ist wie ein Bach, der den Berg herunterläuft und unter der Wiese wieder stille wird, und jene mächtigen Töne sind wie das Wetter, das an uns vorüberzieht. Alles ist Bewegung, Offenbarung und Vergehen in der Musik, und sie kennt das Leben.» Lena hatte mehr laut gedacht als zu Fernando gesprochen, und seiner Gegenwart nicht mehr recht bewußt, fuhr sie zusammen, als er wieder das Wort ergriff: «Und ich glaube manchmal, daß jede Kunst die Flucht vor dem Leben ist.» — «Schau, wie hochmütig du bist!», lachte sie. «Da glaubst du gar, dich über die Natur zu erheben und etwas höchst Apartes hervorzubringen aus deiner kleinen Seele. Aber sicherlich ist es die große Natur, die es dir einflüstert.» — «Und ich fürchtete oft», sagte dann Fernando, «daß sie mir nicht ganz wohl will, die Natur, daß sie eifersüchtig auf mein Tun ist oder verachtet, was ich ihr mit schlechtem Gewissen oder Ueberheblichkeit vergalt. Und du, Lena?», fragte Fernando lachend und küßte sie auf die kühn-kleinmädchenhafte Haartrone, «warst du manchmal eifersüchtig auf mein Tun?» Sein Blick, der über sie hing, gleichsam mit einem Auge des Künstlers — jenem abschätzenden, summierenden Auge — und einem Auge des Mannes, irritierte sie.

Fernando und Lena unterhielten sich solchermassen im ländlichen Atelier, wo ein Spätnachmittagslicht durch das große Fensterglas sich über sie ergoß. Es

schien der Sonne zu gefallen, auf diesem Menschenpaar zu spielen, es festlich, ja glorreich herauszuputzen, wie eine wahre Künstlerin es mit leuchtenden Farben zu überschütten. Goldene Gesichter kontrastierten mit strahlendem Weinrot, Orange, Silber und Grün der Kleidung gegen einen Hintergrund von finster-glühendem Blau einer seidenden Decke. Das ganze Atelier stand in einem überirdischen Glanz. Der Weiber draußen warf perlmutterige Reflexe in die Luft, die über ihren Häuptern tanzten. Lena und Fernando fühlten sich plötzlich ein wenig befangen. Indes sie jenen Lichtzauber bis ins Herz hinein spürten, versanken sie in sich selbst. «Eifersüchtig?», fragte sie endlich. «So etwas wäre mir nicht eingefallen. Vielleicht war es wirklich so etwas wie Eifersucht, die unseren Bund verhängte, irgendein Mißtrauen gegen dein Tun, etwas in mir brach sich daran.» — «Dein natürliches liches Wesen brach sich daran, wie die Sonne...» — «Die Sonne!», rief sie leise und umarmte ihn feister. «Schau, alles steht im magischen Glanz! Fruchtbringerin und Erweckerin von Trieb und Lust, heilig-verspielte Mutter des Alls, sie verlockt zu diesem Streich der Kunst, sie trägt Schuld daran!» — «Also haben wir endlich einander gefunden, Sonnenkind», sagte Fernando.

Süßes Dunkel und abendliches Rauschen umhüllten Fernando, den Künstler, und Lena, ein Kind der Natur.